Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 7

Artikel: Zum hundertsten Geburtstag C.F. Meyers
Autor: Meyer-Hasenfratz, Helene
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155762

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

funden, wird ihr fremd und erscheint ihr als abtrünnig, als Verräter. Johannes Moser ist ein suggestibler, unklarer, erbärmlicher Mensch, Jakob Morf ein Schizophrener, Ursula Kündig eine Hysterica. Die Magd Jäggli mit ihrer bewegten Vergangenheit ist eine Hysterica, Elisabeth ist ebenfalls eine Hysterica und dazu schwachsinnig.

Man hat aus den Briefen Margarethas ableiten wollen, daß sie eine total verworrene Person war; mir scheint, ihre Briefe sind für die Zeit gerade so typisch wie zahlreiche Briefe Anderer, voll Sentimentalität und Wortreichtum, wie sie in jener Zeit geschrieben wurden, aber unverkennbar geht aus allen hervor, wie ihre Verfasserin sich mühte und plagte, das zu erlangen und andern mitzuteilen, was ihr als das Größte und Wertvollste erschien.

Wenn wir das Ganze betrachten, so haben wir ein Beispiel einer, wenn auch begrenzten, psychischen Epidemie.[14]) Wer die heutigen Zeiten beobachtend erlebt, entdeckt, daß heute ähnliche psychologische Situationen bestehen und daß verwandte Tendenzen am Werke sind, sie zu lösen. Wieder wie damals drohen seelische Gefahren, wirken unheimliche Kräfte, fehlen die Führer, aus den Nöten herauszukommen.[15])

[14]) Vergl. Anm. 11 Stoll, Friedmann, Bechterew, Rust.
Weygandt, Beitrag zur Lehre von den psychischen Epidemien. Halle a. S. 1905.
le Bon, Psychologie der Massen. Übersetzt von Eisler. 2. Aufl. Leipzig 1912.
Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse. Wien 1921.
Roßbach, Die Massenseele. München 1919.
Stern, Kulturkreis und Form der geistigen Erkrankung. Halle a. S. 1913.
Zaitzeff, Die strafrechtliche Zurechnungsfähigkeit bei Massenverbrechen. Halle a. S. 1912.
Kolnai, Psychoanalyse und Soziologie. Wien 1920.
[15]) Herrn Prof. Dr. Türler bin ich zu Dank verpflichtet für seine Bemühungen, die Akten in Bern studieren zu dürfen.

Zum hundertsten Geburtstag C. F. Meyers.

Von **Helene Meyer-Hasenfratz**, Kilchberg.

Von den großen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts, Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, scheint Meyer am wenigsten schweizerisch, am wenigsten an seine Zeit gebunden. Wenn der Berner Pfarrer aus der brodelnden Gegenwart seine Gestalten und Ideen mit dem großen Siebe schöpft und nicht allzu ängstlich darauf sieht, was mitläuft, so blickt Gottfried Keller gerne in die Zukunft und liebt es, wie er in einem Briefe an Auerbach schreibt, mit einiger wohlwollenden Ironie die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie und so gehe es zu. C. F. Meyer aber weicht in die Vergangenheit zurück und zumeist nicht einmal in die Vergangenheit seines Volkes. Seine Vor-

liebe gehört dem italienischen Cinquecento. Mit Jeremias Gotthelf tritt uns der schweizerische Bauernstand nahe; Gottfried Keller ist der Maler der Kleinbürger, der Handwerker; C. F. Meyer dagegen vertritt eine Klasse, die so gut wie die beiden andern im Schweizervolk aufgeht, obgleich ihr Name heute fast anrüchig ist, das städtische Patriziat. Nach Jahrzehnten, wenn sich die immer noch größer werdenden Wellenkreise verebbt haben, die durch den Felsblock der französischen Revolution im Meer der Völker entstanden, wird man das Patriziertum als eine poetische Insel preisen gleich dem Ritterwesen der Minnesängerzeit nach der Völkerwanderung und vor der Epoche des Faustrechts. Noch stehen in der Zwinglistadt alte Familiensitze, unscheinbar oft von außen, innen aber voll stummer Zeugen einer überlieferten Kultur. Schöngeschnitzte Treppengeländer führen zu gedoppelten Nußbaumtüren, die sich gegen getäferte Wohnräume öffnen. Der bildergeschmückte Winterthurer Kachelofen strömt Behaglichkeit aus, und die Wappenzier der Decken in Stukkatur oder Malerei erinnert an kriegerische Vorfahren. Durch hohe Mauern oder Verwaltungsgebäude abgeschlossene Gärten duften verschwiegen zu der dem Hause vorgebauten Zinne empor. Auf den weißen Wegen lustwandelt das junge Mädchen aus Conrad Ferdinand Meyers Jugendzeit, das „Schwänlein", anmutig und rein, unberührt vom Leben, das sich seine Kinderaugen bis ins Alter bewahrt. Oder die scheue Clelia Weidmann, die dem Dichter seine wenigen, ergreifenden Liebeslieder entlockte, verbirgt sich in der Rebenlaube, immer auf der Flucht vor der derben Wirklichkeit, mit strahlendem Antlitz ihren verfrühten Tod begrüßend. Aber auch herbe Frauengestalten gehören in diese Umwelt, die stolz und abweisend sich des Gewöhnlichen erwehren. Denn kein verweichlichender Geist weht durch diese Edelbürgerhäuser. Der protestantische Imperativ der Pflicht ist spät und früh der Ansporn zu allem Handeln. Im schrankenlosen Sichniegenügetun erschöpfte der Vater des Dichters, der Regierungsrat und Geschichtsschreiber Ferdinand Meyer, vorzeitig seine Lebenskraft. Was sich in ungebildeten Volksschichten durch Ausbrüche der Leidenschaft selbst reinigt, wird im patrizischen Familienkreise durch Religion und gute Kinderstube verdrängt, nicht immer ohne unheilvolle Folgen. Das Übel nagt heimlich an den Nerven, und so ist manches edle Bild von krankhaftem Trübsinn verschattet. Über den schönsten dichterischen Gestalten C. F. Meyers schwebt eine Wolke der Schwermut. Die leidenschaftüberwindende Gerechtigkeit Pescaras entspringt der verborgenen Todeswunde. Thomas Becket, das ins feinste ausgeführte Abbild des Aristokraten an Leib und Seele, liefert sich mit Willen den Mördern aus. Der adelige, dem Gemeinen gegenüber wehrlose Held in den „Leiden eines Knaben" wird dem rohen Dasein entrückt. Welche Mutter könnte ohne Erschütterung diese Kindheitsbeichte Meyers lesen. Muß sie nicht bedenken, daß die höchsten Gebote der Sittlichkeit und Sitte, die sie ihren Kindern einpflanzt, naturgemäß diese im Daseinskampfe waffenlos machen. In solche traurige Tiefen tauchen die Augen unseres Dichters, während so manche andere Schriftsteller sich am bunten Tanz der Welt um den Krater der mensch-

lichen Unzulänglichkeit ergötzen. Meyer gestand in einem Freundesbriefe, er selbst verberge sich hinter den Figuren seiner Novellen. Mit dem geschichtlichen Gewande wolle er nur die Leser in Distanz halten. In der Tat tritt nie jenes beschämende Kameradschaftsgefühl ein, bei dem man inne wird, daß sich Dichter und Leser auf die selbe Art die Nase schneuzen. Vielleicht greifen spätere Psychologen auf den „Heiligen" zurück, um an ihm die Seele des bis zur Verneinung des Lebens verfeinerten Kulturmenschen zu erklären. Daß uns Conrad Ferdinand Meyer ein solches Seelengemälde nicht in neurasthenisch abgerissenen Skizzenblättern bietet, sondern in einem beherrschten, abgerundeten Kunstwerk, das sollte ihm die Kritik unserer Tage ins Haben setzen. Gleich dem lungenkranken Schiller nahm C. F. Meyer mit heldenhafter ethischer Kraft den Flug in des Ideales Reich. Wie die weichen Romantiker den Weimarer Klassiker „bleiern" schalten, so wurden dem Zürcher seine Gedichte als marmorkalt, wenn auch marmorschön verschrieen. Sollten aber nicht die verhaltene Glut der Empfindung und die kristallene Sprache unserm Schweizercharakter besser entsprechen als manches modernste Gesäusel und Gestammel? Sollen nicht die hellen Firne, die sich strahlend gegen einen fast südlichen Himmel abheben, die tiefen grünen Bergseen uns zur Größe erheben, uns gewaltige Linien in die Seele prägen? Ist Conrad Ferdinand Meyer nicht ein Nachfahr Albrecht von Hallers, berührt er sich in seinem Stilwillen nicht mit dem Maler Ferdinand Hodler, dem er in den Wiederholungen der Kunstmittel ähnlich ist? Manche wollen C. F. Meyer mit dem 19. Jahrhundert begraben; unsern Nachkommen wird es vorbehalten sein, ihn in die Kulturentwicklung der Schweiz endgültig einzureihen. Unter dem Einflusse Jakob Burckhardts und dem unauslöschlichen Eindruck einer Italienfahrt wandte sich der Künstler C. F. Meyer dem Cinquecento zu. Die ungehemmte Entfaltung der Persönlichkeit zur Zeit der italienischen Renaissance, ihr unvergleichlicher Glanz in Wissenschaft und Kunst entführten seine Seele der Familienteestube. Ein anderer Abkömmling einer alten Familie, sein Zeitgenosse Graf Gobineau, erkor sich dieses selbe großartige Schachbrett mit Schwarz und Weiß zu seinem künstlerischen Spiel.

Wenn uns die Männergestalten C. F. Meyers als Selbstbildnisse berühren und unsere Einbildung mit feinsten Einzelzügen beschäftigen, scheinen die Frauen seiner Dichtungen oft vereinfachte Kontrastfiguren. Conrad Ferdinand Meyers bürgerliches Leben wurde von Frauen geleitet. Neben der ängstlichen Mutter steht die selbstlos treue Schwester, die entschlossene mütterliche Freundin Mathilde Escher. Sie gaben dem Nachen seines äußern Daseins die entscheidenden Wendungen. Seine Frauen sind unentwegt aufs Ziel gerichtet, sei es die naive Gertrud der Novelle „Plautus im Nonnenkloster" oder eine Virago wie die Diana in der „Hochzeit des Mönches". Stammen diese Heldinnen aus dem Geschlechte der besonnenen Anna Stüßi, die durch rechtzeitiges Herunterlassen der Brücke ihre Vaterstadt Zürich vor dem Verderben rettete? Auch bei Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf trifft man

Frauen mit energischen Zügen an, so muß wohl etwas davon in der Art der Schweizerinnen liegen. Oder hat C. F. Meyer der Frau, der Trägerin kommender Generationen, jene Kraft verliehen, die das müde Patriziertum unserer Städte benötigt?

Als ich ein Kind war, schlug der Name Conrad Ferdinand Meyer nicht selten an mein Ohr, aber immer mit dem Unterton des Bedauerns; denn damals war des Dichters Geist bereits umnachtet. Meine Eltern sahen ihn auf Schloß Steinegg im Thurgau, mit dessen Herrin sie durch Verschwägerung in freundlichen Beziehungen standen, und wo Meyer mehrmals in seinen letzten Lebensjahren bei seiner Verwandten verständnisvolle Aufnahme fand. In seinem Todesjahr erblickte ich ihn von der Straße aus in seinem Garten zu Kilchberg, das große Haupt über leuchtende Rosen gebeugt, aus denen er die abgeblühten Stengel schnitt. Das Jahr 1899 brachte mir das Geschenk seiner Gedichte, und nie hat ein Gedichtbuch wie dieses auf mich gewirkt. Es blieb auf Jahre hinaus mein „livre de chevet. „Es behauptete sich neben dem dünnen schwarzen Andachtbüchlein, das uns die Schule zur Vorbereitung auf die Konfirmation vorschrieb. Rauschend und prächtig ging für mich mit Meyers Gedichten der Vorhang des Lebens auf. In strenger makelloser Schönheit enthüllten sich die Berge der Heimat; unirdischer Sonnenglanz lag auf den grünen Alpenmatten. Aus dem Tore der Vergangenheit schritten die gewaltigen Gestalten der Geschichte: Caesar und Alexander, die Hohenstaufen, Luther, Napoleon, lieblich umreigt vom göttlichen Gesinde der Dryaden und Nayaden. Mein Geist ruhte nicht, bis er sich an der Chronik des Gregor von Tours, den Geschichtsschreibern des französischen Mittelalters, an Thierry, Mérimée, Burckhardt und andern Quellen der Meyer'schen Erzählungen ersättigte. Ich preise noch heute das Schicksal glücklich, das mir vom castalischen Born als ersten diesen reinen Trunk reichte und ich hoffe, daß meine Kinder einst die heilige Scheu vor der hohen Kunst durch Conrad Ferdinand Meyer empfangen. Nachdem ich Jürg Jenatsch gelesen hatte, zog mich ein unwiderstehliches Heimverlangen ins Graubündnerland, der Stätte meiner ersten Kinderjahre. Seine dunklen Arvenwälder, die sprühenden Sturzbäche und grauen Felsen sind mir noch jetzt voll heimlicher Sagen über den rätselhaften Pfarrer von Scharans. C. F. Meyer begleitete mich auf Fußwanderungen das Misox hinauf; C. F. Meyer blickte mit mir in die Schlünde der Via Mala; er stand mir zur Seite vor dem Frauenkloster zu Kazis und auf dem Plantaschlosse, dem Rietberg. Ich weiß, daß er wie meines so tausend andere Schweizerherzen bewegt. Oder sollten es nur die Herzen der Schweizerinnen sein, die Meyer um seiner sittlichen Größe, um der Schönheit und Zucht seiner künstlerischen Gebärde willen tief verehren?